

tion von nationaler Identität thematisiert werden – ein Versuch der Dekonstruktion des nationalen Narrativs.

Baur setzt in seiner umfangreichen empirischen Studie zwei in den letzten Jahren expandierende Forschungsfelder zueinander in Bezug, nämlich das Museum und die Migration. Dabei knüpft er an aktuelle Debatten über Repräsentation, Performanz, Erinnerungskultur(en) und Erinnerungsorte, Transnationalisierung bzw. Globalisierung an. Dass das eigentlich transnationale Phänomen der Migration nicht zu einer Überwindung nationaler Erzählstrukturen in den musealen Repräsentationen der drei vorgestellten Museen geführt hat, sondern vielmehr zu einer Nationalisierung der Migration, steht berechtigterweise im Zentrum von Baur's Kritik. Der nächste Schritt dieses neuen Museumstyps sollte es sein, sich von seinem weitestgehend nationalen Korsett und dem Paradigma des Multikulturalismus zu lösen. So schwingt implizit in weiten Teilen der Arbeit die Frage mit, inwieweit gerade die Musealisierung der Migration in einer Revolutionierung des Museums als solchen resultieren könnte – nämlich dem Aufbrechen der engen Verknüpfung der Institution des Museums mit der Idee der Nation, oder zumindest deren Problematisierung in der musealen Praxis. Es geht Baur darum, die zu Beginn erwähnte „selbstreflexive Wende“ des Museums weiter voranzutreiben und das unter anderem auch im Sinne einer Politisierung. Die Tendenz, sozioökonomische Ungleichheiten und Konfliktlinien in eine vermeintlich kulturelle Heterogenität umzu-deuten, und auf diese Weise dieselben und die damit verknüpften Machtverhältnisse weiter zu festigen, gilt es aufzuzeigen und

aufzubrechen. Sein Anliegen, das Museum gewissermaßen zu einem Impulsgeber gesellschaftlicher Entwicklungen zu machen, ist begrüßens- und wünschenswert. So entwirft er das Einwanderungsmuseum als potentielle Arena transnationaler und transkultureller Perspektiven, die gar als ein „Leitmuseum einer (...) postnationalen Weltgesellschaft“ fungieren könnte. Hier ist allerdings Vorsicht geboten – ein neuer harmonisierender „Container“ mit einer diesmal transnationalen und globalen Meistererzählung könnte entstehen. Dies liegt aber durchaus nicht im Sinne von Baur's wichtigen und wohltuend dekonstruierenden Beitrag zum Thema Einwanderung und Musealisierung.

Anmerkungen:

- 1 T. Bennett, *The Birth of the Museum. History, Politics, Theory*. London 1995.
- 2 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983.

Katja Roeckner: Ausgestellte Arbeit. Industriemuseen und ihr Umgang mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel (= Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 21, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009, 183 S.

Rezensiert von
Ines Keske, Leipzig

In Folge der De-Industrialisierung ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts international ein neuer Museumstyp entstanden: Das Industriemuseum. Seitdem

wurden und werden meist in leer stehenden Fabrikgebäuden ent-industrialisierter Regionen Museen dieses Typs gegründet. Eine umfassende wissenschaftliche Auseinandersetzung ist jedoch national wie auch international bislang ausgeblieben. Diesem Desiderat kommt die Historikerin und Ausstellungsmacherin Katja Roeckner mit ihrer 2009 publizierten Dissertation nach, die eine erste Analyse der deutschen Industriemuseen im Kontext westlicher Industrieländer und zugleich eine umfassende und auch theoretische Annäherung an diese heterogene Einrichtung darstellt. Industriemuseen konnten sich bislang meist nicht von der Leuchtkraft traditioneller Museumstypen (insbesondere der Kunstmuseen) emanzipieren, obwohl sie in den 1960/70er Jahren – mit Beginn der ersten Industriemuseumsgründungen – innovative Einrichtungen darstellten. Heute überwiegt indessen die Kritik, dass diese Museen nostalgisch seien. Sie würden der von ihnen selbst gestellten Aufgabe nicht nachkommen, in der Zeit von De-Industrialisierung und einer massiven Umgestaltung industriell geprägter Landschaften „Orientierung im Strukturwandel“ (S. 17) zu geben. Roeckner greift diese Kritik auf und fragt, wie die deutschen Industriemuseen überhaupt mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel – sprich der Transformation von der Industrie- zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft seit den 1960er Jahren – umgegangen sind und welche Folgen dies für die Art und Weise ihrer Ausgestaltung hatte. Laut Roeckner stecken Industriemuseen dabei in einem Dilemma: Die Entstehung des Industriedenkmalschutzes und die daraus hervorgegangene Industriemuseumsbewegung müssen in einem engen zeit-

lichen und ursächlichen Zusammenhang mit dem Strukturwandel gesehen werden. Die wissenschaftliche Erforschung der Ursachen und Folgen dieses Wandels – die die Grundlage der musealen Arbeit sei – hätte jedoch bis heute keinen Konsens finden können. Die bestehenden unterschiedlichen Ansätze zur Beschreibung dieses Phänomens (u. a. Sektoraler Wandel, De-Industrialisierung, Globalisierung), die Roeckner detailliert beschreibt (2. Kapitel), seien verantwortlich für die oft beklagte unbefriedigende inhaltliche Ausrichtung der Industriemuseen. Denn diese seien ihrerseits gezwungen (gewesen), ohne „gesichertes Handbuchwissen“ eigene Diskussionsbeiträge – in Form von Ausstellungen, Katalogen oder auch wissenschaftlichen Aufsätzen und Sammelbänden – zu entwickeln (vgl. S. 17). Was Roeckner hier mit einem etwas bedauernden Unterton stehen lässt, sollte hingegen als museumsimmanente Aufgabe verstanden und selbstbewusst von den Museen umgesetzt werden. Da sich auch aufgrund dieser Schiefelage ein in sich sehr differenzierter Museumstyp ausgebildet hat, führt Roeckner eine ausführliche Analyse des Industriemuseumstyps durch (3. Kapitel). Sie skizziert Begriff, Genese und Charakteristika und steckt dabei Schritt für Schritt den Rahmen ihrer daran anschließenden empirischen Untersuchung ab. Dabei betont Roeckner, dass parallel zum Strukturwandel international ein kultureller Wandel eingetreten sei, in dem Industrie als Teil des kulturellen Erbes anerkannt wurde und auf dessen Grundlage sich Industriemuseen ausbilden konnten. Zudem entwickelte sich Mitte der 1950er Jahre in Großbritannien mit der „Industriearchäologie“ eine ent-

sprechende Forschungsdisziplin, die sich ganzheitlich mit der Kulturgeschichte des industriellen Zeitalters auseinandersetzt. Obwohl sich diese in den 1970ern international verbreitete und weiter professionalisierte (v. a. in westlichen Industrieländern und unter Einbeziehung osteuropäischer Forscher), konnte sie sich in Deutschland nur in abgewandelter Form als „Industriekultur“ bzw. „Industriedenkmalerschutz“ etablieren. Besonderheiten in Deutschland waren – im Unterschied zu den meisten anderen Ländern – einerseits die geringen Bestrebungen, „Industriearchäologie“ als akademisches Fach zu etablieren¹, andererseits sollten neben den Zeugnissen der Hochindustrialisierung auch Industriedenkmale des 20. Jahrhunderts berücksichtigt werden.

Dadurch ist in Deutschland – im internationalen Vergleich etwas verspätet – eine spezifische und sehr heterogene Industriemuseumslandschaft entstanden, die schwer zu charakterisieren ist. So werden Industriemuseen hierzulande statistisch in der Kategorie „Naturwissenschaftliche und technische Museen“ aufgeführt und sind zahlenmäßig nicht eindeutig zu erfassen (2008: 753 Museen).² Außerdem befinden sich darunter auch Museen, die sich zwar als Industriemuseen verstehen, jedoch aufgrund ihres Museumsnamens nicht direkt als diese erkennbar sind – so beispielsweise das Museum der Arbeit in Hamburg. Erschwerend kommt hinzu, dass es in Deutschland zahlreiche Regional- und Stadtmuseen gibt, die einen industriegeschichtlichen Schwerpunkt aufweisen, aber in Statistiken einer anderen Kategorie zugerechnet werden wie das Museum Rüsselsheim. Und schaut man dann noch über den nationalen Tellerrand hinaus, scheint

eine quantitative Auflistung dieses Museumsgenres unmöglich. Dennoch gelingt es Roeckner durch den deutschen (und zu Teilen auch durch den westeuropäischen und nordatlantischen) Museumsdschungel eine Schneise zu schlagen: Mit einem Überblick über Gründungsgeschichte und Etablierung von mehr als 15 bedeutenden deutschen Museen der Industriegesellschaft (darunter Technik-, Sozial-, Firmen- und Regionalmuseen) und in Abgrenzung zu britischen, französischen und nordamerikanischen Museen, die Vorbilder für die deutschen Industriemuseen waren, schärft Roeckner zwei Hauptspezifika des Industriemuseumstyps und widerlegt ein drittes: Es bestätigt sich, dass Industriemuseen (1) auf die Sozialgeschichte fokussieren und somit als Geschichtsmuseen (2) eindeutig von Technikmuseen abzugrenzen sind, wenngleich es in der Realität auch Überschneidungen mit ähnlichen Museen gibt. Doch lässt sich nicht bestätigen, dass Industriemuseen (3) stets in still gelegten Fabrikgebäuden, sprich an authentischen Orten der Industriekultur, entstanden seien.

Die daran anschließende exemplarische Analyse von drei großen deutschen Industriemuseen (4. Kapitel) basiert auf dem Geschichtskulturkonzept Jörn Rüsens und folgt den drei Dimensionen dieses Modells (Politik, Wissenschaft und Ästhetik). Nacheinander werden das Westfälische Industriemuseum/Zeche Zollern II/IV in Dortmund – Prototyp der deutschen Industriemuseen (1979) –, das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (heutiges Technoseum) – eine Mischform zwischen Technik- und Industriemuseum – und das Sächsische Industriemuseum Chemnitz – Hauptort eines der jüngsten

Industriemuseen (1990er Jahre) – unter die Lupe genommen. Während Dortmunds Prioritäten auf den Erhalt der Zeche als Industriedenkmal und die Präsentation der Sozialgeschichte der Arbeiterschaft abzielen, ist das Mannheimer Museum in einem Neubau untergebracht und widmet sich mehrheitlich der Technik- und Naturgeschichte. Roeckners Vorstellungen von einem Industriemuseum, das den Eigenschaften dieses Museumstyps entspricht und zudem ihrer Forderung nach der Auseinandersetzung mit dem Strukturwandel nachgeht, ist schließlich das Chemnitzer Museum. Hier wird die wirtschaftshistorische Perspektive – mit Fokus auf alle Akteursgruppen der Industriegeschichte (und nicht nur auf die Arbeiterschaft wie in Dortmund, sondern auch auf Unternehmer, Kreative, Familien etc.) – deutlich weiterentwickelt. Es werden stets der Gegenwartsbezug hergestellt, Stärken und Schwächen der sächsischen Industriegeschichte und aktuellen Wirtschaft reflektiert. Roeckner stellt dabei heraus, dass das Chemnitzer Museum trotz einer desolaten Haushaltssituation zeigt, dass Museen eigene Antworten auf die Musealisierung und Vermittlung des Strukturwandels finden können – hier v. a. durch einen überraschenderweise sehr kunsthistorisch orientierten Einsatz von Exponaten.

Einerseits auf den Ergebnissen ihrer Detailstudien basierend, andererseits aus der geschichtswissenschaftlichen und -didaktischen Forschung abgeleitet, formuliert Roeckner abschließend drei Überlegungen für die allgemeine konzeptionelle Weiterentwicklung von Industriemuseen (5. Kapitel): Erstens fordert sie eine stärkere Hervorhebung des Gegenwartsbezugs der Ausstellungsinhalte. Zweitens soll In-

dustriegeschichte stärker den Wandel der Arbeitsbedingungen und -anforderungen durch zunehmende intersektorale Verschränkungen betonen – und nicht das Ende der Industrie beschwören bzw. konservieren, was aus diesem Zeitalter geblieben ist. Drittens plädiert Roeckner für eine Thematisierung von Kontroversen und offenen Fragen, wie sie nicht nur Industriemuseen, sondern Geschichtsmuseen im Allgemeinen anzuraten ist.

Roeckner kann ihr eingangs formuliertes Ziel, durch eine gründliche empirische Untersuchung sowie Begriffsgeschichte ein besseres Verständnis von Industriemuseen zu generieren, vollends erfüllen. Ihre Überlegungen zu und Einblicke in die deutsche Industriemuseumslandschaft sind nicht nur eingängig, sondern sollten Ansporn für weitere Forschungen zu diesem Museumstyp sein. Lohnenswert wäre vermutlich die Analyse eines vierten Museums gewesen, das zu den industriegeschichtlichen Stadt- und Regionalmuseen einreihen zählt. Roeckners mehrfach geäußerte Anregung, Industriemuseen sollten aktiver Identität(en) stiften und Orientierungshilfen im wirtschaftlichen Strukturwandel geben, ist jedoch nicht ohne Weiteres zuzustimmen. Es bleibt eher zu hoffen, dass dieser Museumstyp, der ja schon einmal in den 1970er Jahren so innovativ auf die Museumswelt eingewirkt hat, die Idee vom Museum als „Identitätsfabrik“ lieber hinter sich lässt und sich – wie es ja Roeckner selbst auch fordert – als diskursiver, kontroverser Ort auf dem Museumsmarkt positioniert, an dem Meinungen verhandelt, aber nicht vorgegeben werden.

Anmerkungen:

- 1 Es konnte sich hierzulande ein gleichnamiger Diplom-/heute Bachelor- bzw. Masterstudien-

gang an der TU Bergakademie Freiberg/Sa. etablieren, den Roeckner jedoch nicht erwähnt.

- 2 Vgl. Institut für Museumsforschung, Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2008, Berlin 2009, S. 28.

**Florian Mächtel: Das Patentrecht im Krieg (= Geistiges Eigentum und Wettbewerbsrecht, Bd. 25),
Tübingen: Mohr Siebeck 2009, 413 S.**

Rezensiert von
Isabella Löhr, Heidelberg

Viel ist bisher über den Ersten Weltkrieg geschrieben worden und die thematische Breite dieser Studien erweckt den Eindruck, dass Forschungsperspektiven und Fragestellungen zwar im Fluss sind, es aber nur noch wenige Themen gibt, die die Forschung bisher vollständig außen vor gelassen hat. Das Verdienst, ein solches Desiderat aufgefunden und zugänglich gemacht zu haben, kommt Florian Mächtel zu, der in seiner Bayreuther Dissertation der Frage nachgegangen ist, welche Rolle Patentrechte im Ersten Weltkrieg spielten. Wie der Autor eingangs darlegt, kommt Patentrechten in Kriegszeiten eine besondere Bedeutung zu: Je mehr Krieg industrialisiert wird und militärischer Erfolg sich in eine Kategorie verwandelt, die von technischem Vorsprung und von Innovationsfähigkeit abhängt, wird der Wettbewerb der Kriegsgegner um Erfindungen und Patente zu einem militärischen und politischen Imperativ. Mächtel problematisiert das Thema Patente und Krieg aus einer

rechtswissenschaftlichen Perspektive, die sich vor allem dem deutschen Umgang mit Patenten im Ersten Weltkrieg widmet, an passenden Stellen allerdings immer wieder die Situation im europäischen Ausland, den USA und Japan überblicksartig einbezieht.

Die Studie gliedert sich in fünf große Kapitel, in denen der Autor das Thema systematisch aufrollt. Im erste Kapitel führt Mächtel in die grundlegende Problematik ein, dass alle modernen Patentrechtsgesetze das exklusive Vorrecht einer zeitlich befristeten Verwertung einer Erfindung immer an die Bedingung knüpfen, dass der Erfinder den ‚Bauplan‘ seiner Erfindung öffentlich macht mit dem Ziel, so den technischen Fortschritt zu gewährleisten. Auch das deutsche Patentgesetz von 1877 sah diese „Offenbarung des Erfindergedankens“ (S. 13) vor, beinhaltete zugleich aber die Institution eines „Geheimpatentes“: Geheimpatente gewährleisteten den Erfinderschutz, enthoben den Erfinder aber von der Pflicht, seine Erfindung außerhalb der öffentlichen Bekanntmachung im Detail zu offenbaren. Während diese Regelung bis 1914 keine Anwendung fand, änderte sich dies im Verlauf des Ersten Weltkriegs. Mächtel zeigt in diesem Kapitel, dass das Patentrecht erst ab Mitte des Jahres 1915 als kriegswichtiges Instrument in die Aufmerksamkeit der deutschen Behörden rückte. Allerdings kam es erst im Februar 1917 zur Einführung eines sogenannten „Kriegspatentes“. Dieses legte fest, dass alle Erfindungen, die von den Militärbehörden als relevant für die Kriegsführung oder die Kriegswirtschaft eingeschätzt wurden, einer Geheimhaltung unterlagen, die Erfinder trotzdem ihre gewerblichen Eigentumsrechte voll zugesichert beka-